Keuschheit der Töchter bewachen sie mit Eifersucht; gegen die der Weiber sind sie gleichgültig. Vom Wechsel des Mondes leiten sie ihre Zeitrechnung ab; wenn dieses Gestirn während der Regenzeit, von Wolken bedeckt, nicht erscheint, so verlängert dieses ihre Perioden oft unverhältnissmässig, ohne dass sie solche auf andere Weise zu berichtigen suchten. Die Folge von trockner und nasser Jahreszeit, von Tag und Nacht, von Blitz und Donner ist ihnen eine mechanische Naturnothwendigkeit, ohne dass sie sich einen Urheber dieser Erscheinungen dächten. Ueberhaupt haben sie keine Vorstellung von einem göttlichen Wesen, und ihre ganze Metaphysik beschränkt sich auf die Annahme von Zauberkräften bei Einzelnen von ihnen, denen sie deshalb mit scheuer Furcht begegnen. Dieses ist es, was ich über die Sitten und die Sinnesart der Indianer von *Maranhâo* in Erfahrung bringen konnte. Einige Züge in diesem unvollkommenen Bilde beweisen übrigens, was sich im Verlaufe dieses Reiseberichts mehr und mehr darstellen wird, dass die Bildung der Autochthonen Brasiliens zunimmt, je näher man von Süden dem Aequator kommt.

Cachias steht mit der Hauptstadt der Provinz *Maranhâo* nur durch den Fluss *Itapicurú* in Verbindung. Die Landwege, welche längs demselben von einem Hofe zum andern führen, sind nur für Reiter, kaum aber für Lastthiere gangbar, indem sie in den sumpfigen Palmenwäldern und dichtem Gestrüppe nur mit Mühe offen gehalten werden können, und überdiess den Ueberschwemmungen des Flusses ausgesetzt sind. Wir waren also hier an das Ziel unserer Landreise gekommen, und erfreuten uns der Aussicht, den übrigen Theil unserer Unternehmung auf den Flüssen, in wohl versorgten Kähnen, mit grösserer Bequemlichkeit, so wie unsere geschwächte Gesundheit es forderte, ausführen zu können. Die Lastthiere unseres Trupps wurden hier an die *Comboyeiros* verkauft, welche, von Zeit zu Zeit, mit zahlreichen Karavanen, die dreihundert Legoas lange Landreise über Oeiras nach S. Feliz und Natividade unternehmen, um jene entfernten Theile der Provinz von Goyaz mit europäischen Artikeln zu versehen. Der *Rio Itapicurú*, bis zu dessen Quellen noch kein unternehmender Brasilianer vorgedrungen seyn soll, läuft südwestlich von *Cachias* fast immer parallel mit seinem südlichen Nachbar, dem *Rio*

Parnahyba nach N. O.; bei genanntem Flecken hingegen nimmt er eine andere Richtung, nach N. W. an, und fliesst in vielen Krümmungen dem Meere zu. Von *Cachias* aufwärts bis in das Gebiet der *Freguezia dos Pastos Bons* oder *de S. Bento das Balças* ist er, sowohl wegen Seichtheit, als wegen häufiger Wasserfälle, nur in sehr kleinen Kähnen fahrbar. Abwärts aber nimmt er, obgleich ausser der Zeit des Hochwassers fast überall nur sechzig bis achtzig Fuss breit, grosse und schwer beladene Fahrzeuge auf. Da eben jetzt eine Barke nach Maranhâo abgehen sollte, welche uns ein sicheres und angenehmes Unterkommen darbot, so kürzten wir unsern Aufenthalt in *Cachias* ab, und bezogen am Abende des 3. Junius das Zelt, welches zwanzig Fuss über dem Flusse auf einer Ladung von dreihundert und fünfzig Baumwollenballen war ausgespannt worden. Die Schiffarth mit diesem unlenksamen Fahrzeuge war so langsam, dass wir erst am dreizehnten Tage die Mündung des Flusses erreichten, und da sich besonders während der Nacht dichte Schwärme harpyenartiger Mosquiten einstellten, war diese Reise nicht blos langweilig, sondern sogar qualvoll. Der Fluss, dessen Bette aus einem mürben Sandsteine besteht, beschreibt zahlreiche kleine Krümmungen, so dass, wenn er daselbst zugleich mit erhöhter Geschwindigkeit läuft, die grösste Vorsicht nothwendig wird, damit das Fahrzeug nicht auf die zahlreichen Sandbänke getrieben, oder am Ufer umgeworfen werde. Die erste Stromschnelle dieser Art, bei dem Hofe *Barriguda*, erreichten wir am dritten Tage; um sie sicher zu passiren, ward das Fahrzeug mit Stricken an Bäumen des Ufers befestigt, und nur langsam vorwärts gelassen. Der Canal des Fahrwassers befindet sich in der Mitte des Stromes. Das Boot war auf beiden Seiten mit Bündeln von Blattstielen der Andajapalme (hier Palmeira) versehen worden, um das Schwimmen zu erleichtern, und wir überwanden glücklich sowohl diese Schwierigkeit, als am folgenden Tage die ähnlichen *Cachoeiras de Anjical* und *do Gato*, deren Canal sich längs dem nördlichen (rechten) Ufer des Flusses hinerstreckt. Unter der Einmündung des *Rio Codó*, eines westlichen Nebenflusses, dessen Ufer von wilden Indianerstämmen bewohnt werden, steigt das waldige Ufer steil an, und der Fluss bewegt sich in einer starken Krümmung mit Heftigkeit über ein Felsenriff, das nur an der Nordseite Fahrwasser übrig lässt.

An dieser Stelle, der sogenannten *Cachoeira Grande*, musste das Fahrzeug erleichtert werden, und obgleich die Seile zerrissen, durch welche der Schiffsmeister den Lauf zu hemmen suchte, ward doch auch diese Gefahr glücklich überstanden, und von nun an ward die Fahrt gefahrlos bis zur Mündung, weil der Fluss, dessen Hochwasser in den Monat April fallen, noch ziemlich wasserreich war. Gegenwärtig fanden wir selbst in einer Höhe von zwanzig Fuss über dem Wasserspiegel die Spuren der vorangegangenen Ueberschwemmung, welche zahlreiche Bäume entwurzelt, und dadurch unserer Fahrt ein gefährliches Hinderniss in den Weg gelegt hatte. Obgleich das Rinnsal des Flusses im Allgemeinen sich steil und geschlossen erhebt, waren doch viele Gebäude der benachbarten Höfe beschädigt worden. Je weiter wir uns von *Cachias* entfernten, um so häufiger fanden wir diese Fazendas, deren ausgedehnte Baulichkeiten auf die Wohlhabenheit ihrer Bewohner schliessen liessen. Das Wohnhaus enthält eine hinreichende Menge von Gemächern, ist auf der einen Hauptseite mit einem Vorhause (*Varanda*) versehen, und, so wie die hohen Waarenhäuser, mit Ziegeln gedeckt. (Vergl. die Ansicht eines solchen Hofes in *Mart. Palm. t.* 62.) Von *Cachias* bis in die Nähe des Flusses *Codó* eröffnet sich das Land zwischen der Waldvegetation des Ufers, die mehr oder weniger hinaufsteigt, in üppige frische Wiesen, die theils von niedrigem Buschwerke oder von Andajapalmen unterbrochen werden, theils weithin frei nach Osten und Westen sich ausbreiten. Gegen Norden aber erstreckt sich der Wald vom Ufer des Flusses an ununterbrochen drei, vier und fünf Legoas landeinwärts. Wenn man uns die Gelände dieses Flusses als den fruchtbarsten Erzeugungsort der Baumwolle, und überhaupt als das dem Ackerbaue jeder Art günstigste Gebiet der Provinz geschildert hatte, so befremdete es uns anfänglich, verhältnissmässig nur selten Pflanzungen zwischen den unbebauten Wald- und Wiesenstrecken zu erblicken. Allein bei einigen Besuchen in den Baumwollenplantagen erklärte sich uns dieses durch die fast unglaubliche Fruchtbarkeit. Obgleich in der gegenwärtigen Jahreszeit nur eine vorübergehende und untergeordnete Erndte eintritt, fanden wir doch in einigen Baumwollenpflanzungen Alles gleichsam weiss angeflogen von den zahlreichen Kapseln, die sich eben eröffnet hatten, und wir konnten uns überzeugen, dass eine Pflanzung, welche

die Ufer dieses Flusses ohne Unterbrechung einnähme, das Bedürfniss von ganz Europa an Baumwolle decken könnte. Diese grosse Fruchtbarkeit des Bodens, welche daran erinnerte, dass wir uns hier in der Nähe des Erdgleichers befänden, bewährte sich auch an den übrigen Arten von Früchten. Zum ersten Male sahen wir hier die Bananenbäume (hier *Bacoba* genannt) von dem Gewichte ihrer Früchte niedergezogen; gewöhnlich trägt ein Stamm achtzig Früchte, unter denen mehr als die Hälfte über einen Fuss lang sind. Ebenso erreichen hier die Kolben des türkischen Korns, die Kürbisse, Wassermelonen und Gojaven eine ausserordentliche Grösse. Die Bananenpflanzungen erstrecken sich nicht selten bis unmittelbar an das Hochufer des Flusses, dessen Gehänge wegen häufiger Bewachsung mit Gesträuch und Palmen sich weniger, als das des Rio de S. Francisco für Anpflanzung von Wassermelonen und ähnlichen Gewächsen eignet. In der Nähe der Pflanzungen fanden wir nicht selten den Abacatebaum (*Persea gratissima*, *Gaertn.*), dessen Früchte, von der Grösse und Form einer ansehnlichen Birne, um den Saamenkern ein, mit Zucker genossen, ungemein angenehmes und erfrischendes Fleisch darbieten. Die Hälfte der Reise, bis zu der *Villa de Itapicurú Mirim*, war unsere Schifffahrt langsam und langweilig; das Fahrzeug stiess bald auf Felsen und Sandbänke, bald blieb es in den Baumstämmen hängen, welche von der grossen Ueberschwemmung dieses Jahres zusammengeführt worden waren. Unser alter Schiffsmeister behauptete, dass die Sandbänke des Flusses stets im Zunehmen seyen, und durch die Urbarmachung der Ufer vermehrt würden, deren aufgelockertes Erdreich sich herabsenke. Die erwähnte Villa, welche wir am 10. Junius erreichten, liegt auf einer Erhöhung am östlichen Ufer des Flusses, und verkündigt im Aeussern kaum den beträchtlichen Handel, welcher von hier aus nach der Hauptstadt und entlang dem ganzen Ufer des *Itapicurú* (*Ribeira do Itapicurú*) getrieben wird. Dieser Ort, früherhin *Feira* genannt, verdankt seine Entstehung dem Rindviehhandel, indem von ihm aus die aus *Piauhy* und dem Innern von *Maranhâo* kommenden Viehheerden von den Sertanejos gegen ihre Bedürfnisse verhandelt wurden. In den meisten Häusern sind Läden eröffnet, worin grosse Lager von Kattunen, Eisenwaaren, Porcellan- und Töpfergeschirren, Wein, Liqueurs und Victualien aus Portugal zum Kaufe

ausliegen. Hier residirt der Pfarrer (*Vigario collado*) eines ausgedehnten Kirchspiels, das sich bis an die Grenzen des von Cachias erstreckt. Wir hatten das Vergnügen, in ihm einen sehr unterrichteten und würdigen Mann zu finden. Sowohl das Land selbst, besonders die Entfernung der Fazendas von einander, als die Sinnesart der Einwohner, erschweren die Geschäfte und den Einfluss der Verkünder des Evangeliums. Da die Schifffahrt von hier aus mindere Vorsicht erheischt, so verliessen wir den Ort Nachts im Mondenschein. Wir beobachteten den Einfluss der Ebbe und Fluth, welche hier bereits sehr bemerklich ist, obgleich kein Meerwasser so weit stromaufwärts geführt wird. Es ist eine höchst interessante Erscheinung, dass die Küstenflüsse Brasiliens bei gleicher Wassermasse die Bewegung der Ebbe und Fluth um so entschiedener darstellen, je näher sie der Linie liegen. Vielleicht ist auch die Erscheinung jener eigenthümlichen Fluth in gewissen Flüssen, die in verhältnissmässig viel geringerer Zeit fluthen als sie ebben, mit dem erwähnten allgemeinen Factum in Verbindung zu bringen. Diese eigenthümliche Art der Springfluth, in Brasilien *Pororoca* genannt, kommt auch in einem Flusse der Provinz *Maranhâo*, dem *Mearim* vor; viel häufiger aber und gewaltiger in mehreren Flüssen der Provinz Pará, wo ich sie zu beobachten Gelegenheit hatte, und seines Ortes ausführlich beschreiben werde. Während der ersten Nacht, welche wir stromabwärts schifften, wurden wir durch das durchdringende krähende Geschrei eines Vogels in Verwunderung gesetzt, welcher in zahlreichen Haufen die grünen Gebüsche am Ufer besetzt hielt, und sich durch die laute Nähe der Menschen nicht stören liess. Es war der sogenannte Zigeuner (*Sigana*, *Opisthocomus cristatus*, *Ill.*) ein schöner, hühnerartiger Vogel, welcher zwar grösstentheils von Vegetabilien lebt, aber wegen seines unerträglichen Geruches nicht gegessen wird. Grosse grüne Iguane (*Iguana viridis*, *Spix Lac. bras. t.* 6.) fanden sich häufig an sonnigen Orten des Sandufers, und wurden von den indianischen Bootsmännern eifrig verfolgt, um in ihrer Küche statt des gewöhnlichen Salzfleisches eine köstliche Schüssel auszumachen. Im Flusse finden sich nicht eben selten Zitteraale (hier *Poraqué* genannt, *Gymnotus electricus*, *L.*), die den Badenden gefährlich sind. Wir fingen ein kleines Exemplar, das so heftige Schläge auf uns

ausübte, dass wir es im ersten Schrecken ins Wasser zurückfliehen liessen. Der 11. Mai brachte uns nach *S. Miguel*, einem sehr ausgedehnten Pfarrorte, dessen Einwohner, meistens farbige Leute, und darunter etwa dreihundert Indianer von den Stämmen *Tupajaros* und *Cahy-Cahys*, sich durch Fischfang und Schiffahrt nähren. Diese Indianer, zum Theil selbst vermischt, sind die letzten Reste ihrer Stämme; sie sprechen bereits nur die Lingua Geral und noch geläufiger portugiesisch. Ihre Vereinigung und Colonisation unter einem Geistlichen ist Werk der Jesuiten. Wir mussten hier die Ebbe erwarten, und setzten deshalb die Reise erst nach Mitternacht fort. Einige Stunden Fahrt brachten uns nach *Pai Simâo*, einer aus zerstreuten Häusern bestehenden Ortschaft, wo ein Theil unserer Schiffsladung, wegen zu seichter Stellen im Fahrwasser, abgenommen wurde. In der Nähe des Waarenhauses, worein man die überflüssigen Baumwollensäcke niederlegte, besitzt das Kloster der beschuhten Carmelitaner von *Maranhâo* einen grossen Hof, *Fazenda do Carmo* oder *Ollaria*, worin neunzig Sclaven grösstentheils mit der Verfertigung von Töpferarbeiten beschäftigt sind. Der in der Nähe vorfindliche sehr feine graue Thon wird in drei Oefen zu Hohlziegeln, Backsteinen und irdenem Geschirre, vorzüglich aber zu grossen runden Töpfen und Schüsseln, verarbeitet. Man glasirt diese Geschirre nicht, sondern begnügt sich, ihnen durch das Bestreichen mit Wasser, worin ein ockerhaltiger Thon abgerieben worden, eine rothe Farbe mitzutheilen. Obgleich das Material dem des Töpfergeschirres von Rio de Janeiro gleichkömmt, werden dennoch die kleineren runden Wassertöpfe mit zwei Mündungen von dort her nach *Maranhâo* eingeführt. Ausser diesen, sehr einträglichen Erzeugnissen der Töpferei, bauet man im Hofe etwas Baumwolle, und erziehet einiges Rindvieh, beides nur für den Bedarf des Hauses. Die Fazenda wird von einem Klostergeistlichen verwaltet, der nach drei Jahren von einem Collegen abgelöst wird. Sie ist nicht das einziges Besitzthum jenes reichen Klosters, denn eine andere Fazenda, am *Rio Mearim*, mit gleicher Anzahl von Sclaven versehen, liefert ihm vorzugsweise das Schlachtvieh, und bauet Zucker. Ueberdieses haben die Carmeliten, gegenüber von der Stadt Maranhâo, ein *Hospicio de N. S. do Bom Fim*, das zwar unabhängig vom Kloster, aber unter der Oberaufsicht des *Vigario Provin-*

cial steht, welcher auch für die Carmeliten in der Provinz Pará die oberste, vom Provincialen zu Lissabon eingesetzte, Behörde ist. Dem Orden der Religiosen vom Berge Carmel waren, nach der Vertreibung der Jesuiten, in den beiden nördlichsten Provinzen Brasiliens viele der Geschäfte übertragen worden, welche letztern vorher oblagen, und er stehet, wegen der Thätigkeit, womit er, nach Kräften, dem Bekehrungsgeschäfte der Indianer obliegt, in allgemeiner Achtung. Die Zahl der Fazendas längs dem Fluss wird von hier an immer grösser; sie gehören zu dem Kirchspiele *Freguezia de N. S. do Rozario*, gemeiniglich *Itapicurú Grande* genannt, wo ein Commandant die Pässe der Reisenden untersucht. Die Ufer des Flusses fangen von hier an, sich mit der eigenthümlichen Vegetation des Mangue (*Rhizophora Mangle*, *L.*) zu bedecken, und die Nähe des Oceans zu beurkunden. In dieser Gegend hatten die Portugiesen i. J. 1620 am rechten Ufer des Flusses ein kleines Fort, *Fortaleza do Calvario* oder *da Vera Cruz*, errichtet, das bestimmt war, die feindlichen Indianer von dieser Seite abzuhalten, seit geraumer Zeit jedoch wieder in Trümmern liegt. Indem wir, hier an's Land getreten, nicht ohne Interesse die siegreiche Gewalt des Pflanzenwuchses betrachteten, der, gleichsam eifersüchtig, die letzten Spuren menschlicher Thätigkeit zu zertrümmern oder zu bedecken strebt, war die Mannschaft beschäftigt, das hochbeladene, schwerfällige Fahrzeug durch die Klippen zu geleiten, über welche sich der Fluss, den Ruinen des Forts gegenüber, weithin verbreitet. Diese Stelle ist die gefährlichste in der ganzen Schiffahrt des *Rio Itapicurú*, und erfordert die grösste Sorgfalt. Gewöhnlich führen die Piloten (*Passadores*), welche oberhalb am Ufer wohnen, die Fahrzeuge während des Hochwassers durch die schmalen, wirbelnden Canäle, und wagen es kaum, ganz kleinen Kähnen (*Cascos*) denselben Weg anzuweisen, wenn die Felsenriffe, die sich etwa auf die Weite eines Flintenschusses durch den Fluss erstrecken, bei der Ebbe von Wasser waren entblösst worden. Wir waren so glücklich, die gefährliche Stelle (*Cachoeira*, d. h. den Fall) gerade im niedrigsten Wasserstande, um Mittag, zu überwinden, und am Abend ankerten wir bei *Mangue Alto*, zwischen mehreren, mit dichter Manglewaldung bedeckten Inseln, gewissermaassen schon ausserhalb des Flusses, dessen Ausfluss in den sumpfigen

Niederungen der Küste mittelst mehrerer Arme, unmittelbar unter dem Falle beginnet. Soweit der Fluss in dieser Gegend die Gebirgsformation blosslegt, fanden wir sie aus Granit bestehend, welcher, wie der von der Serra de Tiuba in Bahia, grosse Massen von Pistacit eingeknetet enthält. Aus demselben Gesteine besteht das Pflaster der *Freguezia de Itapicurú Grande.* Unmittelbar bei der *Cachoeira* erschien der Granit durch Beimengung von vieler Hornblende, die den Glimmer vertritt, in ein syenitartiges Gestein übergehend. Uebrigens tritt in dem unteren Flussgebiete des *Itapicurú*, wie z. B. bei *Pai Simâo* u. a. a. O., nicht selten eine Sandsteinformation auf, welche aus groben und kleineren stumpfeckigen Quarzkörnern besteht, die durch ein röthlich- oder violettbraunes Eisenoxyd verbunden sind. Hie und da geht das Gebilde durch bedeutenden Gehalt an Eisenoxyd in einen reichen Sandeisenstein über. Dasselbe Fossil bildet, wie im Verlaufe dieses Berichts angegeben wird, die Formation der Insel Maranhâo, und eines grossen Theils der Gegenden am Rio das Amazonas.

Als die Nacht hereindunkelte, und das Firmament im hehren Glanze der Aequatorialgestirne sich über uns ausspannte, hörten wir, zum ersten Male wieder nach einer leidensvollen Zeit, den Ocean rauschen. Bisher hatten wir, erhärtet unter so manchem Schlage des Schreckens, des Kummers, der Noth, die weicheren Gefühle verschlossen gehalten; aber nun, wo das trennende Element selbst uns an die Entfernung vom Vaterlande mahnte, lösste sich Alles in uns in das Litterste Gefühl der Sehnsucht auf, und die ganze Last der Gegenwart ward uns Hülflosen, Kranken und Niedergebeugten klar. Noch ahneten wir nicht, wie nahe schon die Arme eines Freundes waren, bereit uns mit brüderlicher Liebe zu umfangen und zu pflegen. Noch konnten wir nicht wissen, wie schon ein edler Britte, Robert Hesketh, — sein Name wird mir stets Wohllaut seyn, — selbst ohne uns persönlich zu kennen, aus reinster menschlicher und wissenschaftlicher Theilnahme, für uns besorgt war. Wäre dem Reisenden ein solches Vorgefühl gegeben, so würde er auf eines der schönsten Erwerbnisse auf Reisen, die Bildung des wahren Muthes, verzichten müssen. — Der Morgen graute, und wir erblickten rings um

uns her, auf dem saftigen Grün der Uferbäume zahlreiche Gruppen von dem rothen Ibis, Guará, (*Tantalus ruber*, *L.*) sitzen, die wohlgefällig ihr Gefieder in den ersten Strahlen der Sonne glänzen liessen. Wir nahmen die Erscheinung des schönen Vogels als gute Vorbedeutung, und fuhren heiteren Gemüthes, begünstigt vom Landwinde, zwischen den Manguesaës hin, bis wir, nach einer Stunde, das hohe Meer erreichten. Die Insel *Maranhâo*, worauf die Hauptstadt *S. Luiz*, das Ziel unserer Reise, liegt, wird auf der südlichen Seite nur durch einen schmalen und seichten, fünf Legoas langen, Meerarm (*Rio do Mosquito*) getrennt, der hier kaum dreihundert Fuss Breite hat. Dieser Canal setzt die beiden grossen Meerbuchten mit einander in Verbindung, welche die Insel, und zwar die *Bahia de S. Marcos* im Westen und die *Bahia de S. Jozé* im Osten, vom Continente trennen, und welche bei der, in diesen Gewässern sehr mächtigen, Ebbe so bedeutend entleert werden, dass dann die mit Mangue bedeckten Ufer weithin blos liegen. Die Schiffahrt von hier aus nach der, auf der Westseite der Insel gelegenen, Hauptstadt folgt dem *Rio do Mosquito* bis dahin, wo er sich, östlich von der Mündung des *Rio Mearim*, in den westlichen Grund der *Bahia de S. Marcos* verliert; dann geht sie an den Küsten nach N. O. Dieser Weg, den die Piloten zu zwanzig Legoas Länge anschlagen, ist unangenehm wegen der Verzögerungen durch Ebbe und Fluth, und nicht ohne Gefahr, wegen der Passage im *Boqueirâo*, einer klippigen Gegend in der Nähe des Hafens. Wir zogen daher vor, den kürzeren Weg quer durch die Insel einzuschlagen, und das Gepäcke, unter Aufsicht des einzigen Dieners, der uns übrig geblieben war, zur See weiter führen zu lassen. In der *Fazenda Arrayal*, wohin wir uns übersetzen liessen, werden Pferde gehalten, um die Reisenden bis zu dem Flusse *Bacanga* zu bringen, auf welchem man sich einschifft, um zur Stadt zu gelangen. Bevor die Pferde von der Weide geholt wurden, hatten wir Gelegenheit, uns mit einem Zweige der Industrie bekannt zu machen, von dem wir vorher noch nicht gehört hatten. Wir sahen nämlich Hirschhäute, welche aus dem Sertâo am *Rio Mearim* gebracht worden waren, in Milch einweichen und gerben, wodurch sie sehr weich und zart werden sollen. Der Fazendeiro, aus Searà gebürtig, schien mit den Gewerben vertraut, welche ihr Material von der dort so

eifrig betriebenen Viehzucht erhalten. Er zeigte uns sehr gut gegerbtes Rinds- und Ziegenleder, zu dessen Zubereitung man sich dort vorzüglich des Ochsenhirnes bedient, und mehrere Sorten von feiner Seife. Wenige Jahrzehende werden hinreichen, um die nördlichen Provinzen Brasiliens von der Einfuhr dieser Artikel aus Europa und Nordamerica unabhängig zu machen. An den Seeküsten der Insel fanden wir hier den Meerfenchel (*Batis maritima*, *L.*) sehr häufig; er wird jedoch von den Einwohnern nicht so benützt, wie von den Colonisten auf den Antillen, welche bekanntlich eine sehr wohlschmeckende Essigconserve daraus bereiten. Der Weg von der *Fazenda Arrayal*, drei Legoas weit in nordwestlicher Richtung, führte uns durch niedriges feuchtes Land. Wir erstaunten, die grösstentheils niedrige, an Stachelpalmen reiche Waldung so wenig gelichtet, und Anpflanzungen nur so selten zu sehen. Bei der *Fazenda da Bacanga* bestiegen wir ein kleines Boot, und ruderten in dem, von der Ebbe stark entleerten, *Rio Bacanga* hinab. Dieses seichte Binnenwasser breitet sich, nach vielen Windungen, in grosse und grössere Buchten aus, und tritt endlich in ausgedehnter Fläche mit dem Ocean zusammen. Die Stadt erhebt sich am nordöstlichen Ufer der Hafenbucht auf niedrigem und sehr ungleichem Grunde, und gewährt, von dieser Seite gesehen, nichts weniger als einen grossartigen Anblick. Wir landeten im Hafen, und gingen sogleich durch die Strassen, die Stadt zu besehen. Ein guter Genius liess uns noch am Abende den grossbrittanischen Consul besuchen, an den wir Briefe brachten. Welche Freude, als uns hier in Robert Hesketh Esq. ein Mann entgegentrat, der in reinster Liebe für jede wissenschaftliche Bestrebung und in edelster Bildung des Gemüthes sich berufen fühlte, uns kranke Reisende aufzunehmen, und mit zartester Gastfreundschaft zu pflegen. Seiner wahrhaft brüderlichen Sorgfalt verdankten wir die Wiedergeburt zu Gesundheit und Leben; und wenn ich auch hier das Gefühl des Dankes ausspreche, selbst auf die Gefahr hin, seiner Bescheidenheit zu nahe zu treten, so wird diess der gemüthvolle Leser dennoch geziemend finden.

Anmerkung zum dritten Kapitel.

(1.) Die Productionskosten der Baumwolle in der Provinz *Maranhôo* werden von Gayozo (a. a. O. S. 264.) folgendermaassen berechnet:
Fünfzig Sclaven erzeugen in einem guten Landstriche neben einer Quantität von Reis und Mandioccamehl, die hinreicht, um sie zu ernähren, um die Ackergeräthe in Stand zu halten, und die Kosten der Arzneien zu decken, jährlich im Durchschnitte 2000 Arrobas Baumwollensaamen *(Algodâo em caroço)*, oder 600 Arrobas reine Wolle *(Algodâo em pluma)*, nach Abzug des Zehnten. Die tägliche Arbeitsrente eines Negers darf nicht unter 200 Rëis angenommen werden. Angeschlagen, dass er täglich 80 Rëis an andern, neben dem Banmwollenbaue fortlaufenden, Arbeiten, an diesem aber 120 Rëis verdiene, und dass, nach Abzug der Sonntage, 300 Tage in Rechnung kommen, beläuft sich:

1) der Arbeitslohn von fünfzig Negern auf	1,800,000 Rëis.
2) Fracht von 109 Säcken (mit 600 Arrob. Baumwolle) von den Plantagen nach der Stadt, im Durchschnitte zu 465 R.	50,685 „
3) Vierthalb Varas grobes Baumwollenzeug für jeden Sack, oder 4 Rollos de Panno à 18,000 R.	72,000 „
4) Dritthalb Rollen desselben Zeuges, um die Sclaven zu bekleiden . .	45,000 „
Summa	1,967,685 Rëis.

Nach dieser Berechnung wäre der reale Werth einer Arroba Baumwolle in *Maranhâo* auf 3,300 Rëis anzuschlagen; und die Lager- und Commissionsgebühren, die Assecuranzen u. dgl. dazugerechnet, dürfte man den wahren Mittelwerth dieses Productes, wenn es zur Ausfuhr bereit ist, auf 4,000 Rëis annehmen. Es scheint, als würde kein anderes Product der Landwirthschaft in dieser Provinz mit verhältnissmässig grösserem Nutzen erzeugt, und schon darin mag der Grund liegen, warum der Anbau von türkischem Korne und von der Mandioccawurzel bisweilen bis zu dem Grade vernachlässigt wird, dass Mangel und übergrosse Theuerung dieser nothwendigsten Nahrungsmittel eintritt. Schon öfter als einmal ist in der Stadt ein solcher Mangel an diesen Erzeugnissen eingetreten, dass die Einwohner fast nur auf den Reis angewiesen waren, dessen, jährlich im Durchschnitte auf 600,000 Arrobas steigende, Production einer Hungersnoth vorbeuget. Auch die Zufuhr des Schlachtviehes wird auf gleiche Weise bisweilen vernachlässigt. Das meiste kömmt aus den Fluren (hier *Perizes)* am *Rio Mearim* uud *de Anatajuba*, welche, während eines Theils des Jahres, wenn sie überschwemmt sind, nur nothdürftig Weide darbieten, weshalb man in jenen Monaten von der Zufuhr aus Piauhy abhängt. Uebrigens wird die Versorgung der Stadt mit Schlachtvieh von der Regieruug an gewisse Personen, mit der Bedingung, einen fixirten Preis zu halten, verpachtet; eine Maassregel, welche ebenfalls geeignet ist, die Einwohner bisweilen dem Mangel an gesundem Fleische auszusetzen.